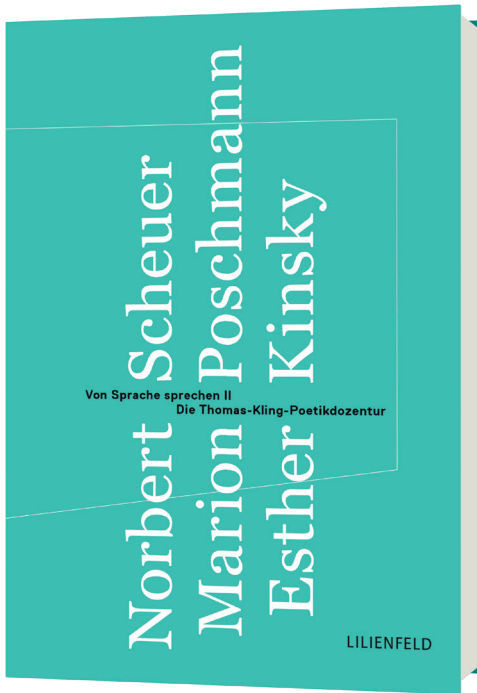




LILIENFELD
VERLAG

Leseprobe



KUNSTSTIFTUNG NRW (HRSG.)
NORBERT SCHEUER,
MARION POSCHMANN,
ESTHER KINSKY
VON SPRACHE SPRECHEN II
Die Thomas-Kling-Poetikdozentur
ISBN 978-3-940357-62-5

Das Wort »schreiben« leitet sich vom althochdeutschen Wort *scriban*, aus lateinisch: *scribere*, ab und bedeutet so viel wie »mit dem Griffel auf einer Tafel einritzen«; etymologisch bezeichnet »schreiben« das Aufzeichnen von Schriftzeichen, Buchstaben, Ziffern oder musikalischen Noten. Eng mit dieser Tätigkeit verbunden ist das Lesen, das heißt der Prozess, schriftlich niedergelegte Informationen und Ideen aufzunehmen und zu verstehen. Es handelt sich also um zwei in ihrer Richtung entgegengesetzte Prozesse: dem der Informationsweitergabe und dem der Informationsentnahme. Prozesse auf der Basis eines konventionell festgelegten (oder gesellschaftlich vereinbarten) Inventars von Symbolen.

Schreiben bezeichnet in der übertragenen Bedeutung auch den kreativen Prozess des Verfassens von lyrischen und poetischen Texten, was man als »kreatives Schreiben« bezeichnen könnte. Das Ergebnis des kreativen Schreibens ist im besten Fall Literatur.

Die Herstellung von Literatur ist eng an eine motivational fundierte Komponente geknüpft, die sich nicht allein auf die Mitteilungsabsicht durch symbolische Zeichenketten (= Texte) beschränkt. Literatur unterscheidet sich von Texten wie Bedienungsanleitungen oder Kurznachrichten auf dem Handy. Diese spezifische motivational fundierte Komponente, die mit der Literatur verbunden ist, möchte ich mit dem Begriff des »Begehrens« umschreiben.

In der Regel werden beim Schreiben bloße Informationen übermittelt, Informationen, die man eventuell für angemessen, zweckdienlich und mitteilenswert hält. Beim kreativen Schreiben ist die Absicht des Schreibers nicht in derselben Weise vorhanden. Es geht spezifisch gerade nicht um eine zweckdienliche Informationsvermittlung, bei dem der Schreibprozess lediglich ein pragmatisches Mittel zum Zweck ist. Vielmehr ist literarisches Schreiben ein Zweck an sich, der zu großen Teilen

aus dem Antrieb des Schreibers und seinem Interesse am Schreibprozess resultiert.

Immanuel Kant, einer der Philosophen, mit denen ich mich während meines Studiums hier in Bonn beschäftigte, bezeichnet »Begehren« als ein Vermögen und definiert es wie folgt:

Das Begehungsvermögen ist »das Vermögen durch seine Vorstellungen Ursache der Gegenstände dieser Vorstellungen zu sein. [...] Mit dem Begehren oder Verabscheuen ist erstlich jederzeit Lust oder Unlust [...] verbunden, aber nicht immer umgekehrt.«¹ Auch geht zweitens die Lust oder Unlust an dem Begehrten nicht immer dem Begehrten als Ursache desselben voraus, sondern sie ist auch Wirkung desselben.²

Um dieses Begehren im Hinblick auf die Literatur genauer und konkreter zu bestimmen, möchte ich meinen eigenen Schreibprozess heranziehen, die Anfänge meiner Schreibtätigkeit schildern und erzählen, welche Anlässe dazu geführt haben könnten, dass ich begonnen habe zu schreiben. Vielleicht kann man im Anschluss daran in gewissem Maße nachvollziehen, was ich meine, wenn ich vom »Begehren zu schreiben« spreche.

Ich halte meinen alten Pelikan-Füller in der Hand, sitze zu Hause vor meinem Notizblock. Es ist sehr früh am Morgen, draußen ist es dunkel. Noch einige Stunden, bevor ich zur Arbeit ins Rechenzentrum fahre. Ich versuche mich zu erinnern, so weit zurück wie möglich, jedoch schon nach dem Zurückerinnern von ein paar Jahren werden meine Erinnerungen immer fragmentarischer. Zuletzt, wenn ich am vermeintlichen Anfang meiner Erinnerung bin, sind es nur noch einzelne Bilder, um die dichter, undurchdringlicher Nebel wabert – es gibt nur einige wenige Bilder, die mir ganz klar und deutlich erscheinen.

Meine Oma, Gertrud Arimond, war damals 76 Jahre, eine gesunde, kräftige Frau, in meiner Erinnerung trug sie immer eine Kittelschürze mit einem Blumenmuster. Ihr dickes Haar war sorgsam geflochten und reichte, wenn sie es geöffnet hatte, bis zu den Schürzenbändern; ihr

1 Immanuel Kant: »Einleitung in die Metaphysik der Sitten«, in: *Kants Werke*, Akademie-Textausgabe, Bd. VI, Berlin 1968, S. 211.

2 Vgl. ebd.

pausbäckiges Gesicht war mit spinnwebfeinen roten und blauen Äderchen durchzogen, Oma saß meist in einem Nebenraum unserer Gaststätte an ihrem Tisch. Sie hatte lebenslanges Wohnrecht in diesem großen Haus an der Spiegelstraße in Prüm in der Eifel, und sie beobachtete alles, was in der Gaststätte geschah, mit Argusaugen.

In meiner Erinnerung krieche ich unter den Tisch, an dem sie sitzt, darauf eine übergroße Tischdecke. Unter ihm ist es wie in einem engen muffigen Zelt. Der Strickkorb meiner Oma steht neben mir auf dem Linoleumboden, ihr Krückstock lehnt an einem Stuhl. Ich knüpfe Omas Schuhe auf. Zigarettenqualm und Bierdünste aus der Tischdecke, der Geruch von Omas Gummistrümpfen, dem Leder ihrer Schuhe, ihre geschwollenen, schweißigen Füße. Oma atmet erleichtert auf, als ich die Schnürsenkel ihrer Schuhe endlich geöffnet habe, das Leder auseinanderziehe. Stimmen dringen von der Theke herüber, wie aus einer anderen Welt, die Stimme meines Onkels Jakob Arimond, Stimmen von amerikanischen Soldaten, von Waldarbeitern, der Bedienung, einem Unimogfahrer, durcheinandergesprochene, miteinander verwobene Worte kommender und gehender Gäste, die sich in den Klängen der Musikbox verlieren, schließlich selbst zu so etwas wie Musik werden, zu einem bald unhörbar gewordenen Sirengesang, dem ich vielleicht später einmal würde folgen müssen.

Einige in unserer Familie litten vermutlich an einer Schreibunfähigkeit, die man »Semantische Agraphie« nennt: Bedeutungshaltiges Material konnte von ihnen nicht geschrieben werden; irgendeine neuronale Störung, Bahnen in semantischen Regionen waren destimuliert. Dennoch waren sie gute Handwerker und Bauern, Kaufleute, Stellmacher, Bäcker, Schlosser – einer war Organist in der Prümer Abteikirche. Es waren auch Poeten unter ihnen – Poeten, die nie eine Zeile geschrieben haben, die ihre Texte ausschließlich deklamierten. Sie wären motorisch und intellektuell durchaus in der Lage gewesen zu schreiben, sie konnten Wirtschaftsbücher und Korrespondenzen führen. Aber an einem bestimmten Punkt des Schreibens endete ihre Kompetenz und vor allem ihr Antrieb, das, was sie beschäftigte, niederzuschreiben.

Ich begehre zu schreiben in dem Sinne, wie man etwas unbedingt möchte, so wie man begehrt, nach anstrengender Arbeit eine Pause zu machen, wie eine Dusche nach einem heißen Tag, das Schließen der

Augen vor Müdigkeit, das Tanzen beim Hören schöner Musik, so wie man begehrt, Freunde zu haben oder geliebt zu werden. Damals in unserer Gaststätte hatte ich noch nicht geschrieben. Ich konnte den Knoten eines Schnürsenkels zwar lösen, aber noch nicht knüpfen.

Ich hocke also unter dem Tisch am Rockzipfel meiner Oma und drösele ungeschickt ihre Schnürsenkel auf. Es werden immer mehr Bilder, die sich miteinander verknüpfen lassen. Mein Großvater Josef Arimond fährt mit seinem Bäckerwagen über Eifeldörfer, hält vor Häusern, verkauft Brötchen, Brot und Streuselkuchen. In einem dieser Dörfer lernt er seine spätere Frau Gertrud kennen, nimmt sie mit in die Kreisstadt Prüm, in seine Bäckerei. Sie heiraten 1920 und eröffnen eine Konditorei mit einem Café am Ende der Spiegelstraße. Von ihren zwei Kindern Jakob und Susanne, meiner Mutter, könnte ich erzählen. Von der Nachkriegszeit, wie aus dem Café eine Kneipe wurde – wegen der GIs, die in Prüm stationiert waren und Dollars brachten. Ich könnte einen Roman darüber schreiben. Es gibt unglaublich viele Anlässe und Bilder, die das Begehren zu schreiben heraufbeschwören können.

Ich habe mich nie mit Literaturtheorie beschäftigt, germanistische Seminare habe ich gemieden. Ich dachte, wenn ich mich damit beschäftigte, würde mich das vom Schreiben abbringen.

Wenn man zu viel weiß, kommt man nicht zum Schreiben, wenn man zu viel liest, kommt man nicht zum Schreiben, wenn man zu viel schreibt, kommt man nicht zum Leben. Egal, was man macht, immer muss man auf etwas verzichten. – Und aus diesem Verzicht erwächst meines Erachtens ein Begehren. Und bei manchen Menschen lässt sich dieses Begehren nur durch Schreiben ansatzweise befriedigen.

Ebenso gebannt, wie ich den Erzählungen der Gäste gelauscht hatte, habe ich die Romane der »großen« Autoren verschlungen. Ich wollte nicht wissen, warum sie geschrieben haben, was die Strukturen und Motive sind, die einem Text zugrunde liegen – ich wollte nur die Geschichten lesen. Ich dachte, mehr zu wissen würde mich nur ablenken, mich schließlich daran hindern, selbst zu schreiben. Ich dachte, wenn ich mich an großen Schriftstellern orientieren würde, schreibe ich nichts mehr, weil ich erkennen würde, dass alles bereits gesagt ist. Was

natürlich nicht stimmt, denn niemals sind alle Geschichten erzählt. Das geht schon deswegen nicht, weil jeder seine ureigene Geschichte zu erzählen hat. Wenn es um irgendetwas beim Schreiben geht, dann um die eigene Geschichte, um nichts anderes. Streng genommen gibt es daher potentiell so viel Literatur, wie es Menschen gibt. Das wusste ich damals noch nicht, und es brauchte lange, bis ich das begriffen hatte. Ich frage mich, warum nicht jeder seine Geschichten erzählt. Es scheint einfach, sich hinzusetzen und eine Geschichte zu erzählen. Jeder hat doch seine Geschichte und die Geschichte seiner Familie.

Ist es nicht aber auch eine sonderbare Vorstellung, jeder schreibe und meinte, das Geschriebene der Öffentlichkeit zugänglich machen zu müssen?

Vielleicht haben manche einfach nicht das Bedürfnis zu schreiben. Bei anderen ist dieses Bedürfnis nicht groß genug, die Arbeit, die Prüfungen und Enttäuschungen auf sich zu nehmen. Irgendwann kommen sie zu dem Ergebnis, dass sich die Anstrengung schlicht und einfach nicht lohnt. Es handelt sich also vielleicht um ein spezifisches Begehren, aus dem heraus man angetrieben wird, zu schreiben und dies immer weiter zu tun.

Diejenigen, die viel erlebt haben und dicke Wälzer verfassen könnten, schreiben meist nicht. Sie erzählen und erzählen, aber sie setzen sich nicht hin und schreiben es auf. Man schreibt eventuell auch aus einer Stille heraus, der man anders nicht mehr entkommt. Vielleicht ist der geheime Grund des Schreibens, dazugehören zu wollen; das heißt, das Schreiben erscheint dem Schreiber als vermeintlicher Ausweg aus einer (sozialen) Abgeschiedenheit. Dass viele ihre Geschichten nicht aufschreiben, obwohl sie es durchaus gut könnten, hängt dann vielleicht damit zusammen, dass sie das Aufschreiben nicht unbedingt für nötig erachten, dass ihnen das Begehren fehlt, der Drang, es wirklich zu wollen. Warum sollten sie etwas tun, das sie nicht ganz und gar wollen? Warum sollten sie sich hinsetzen und eine Geschichte schreiben, wenn ihnen nicht danach ist und sie keinen direkten Nutzen oder Sinn darin sehen?

Sich jeden Morgen hinzusetzen und zu schreiben, gegen die Leere im Kopf, an nichts anderes denken, jeden Tag, in jeder Situation, in jedem verdammten Moment ...